

In der Schwäbischen Heimat (Heft 1/1978) hat KARL HAFNER unter dem Titel «Augart» vor den Leserabweisenden Verwirrungen gewarnt, die durch das Bemühen um eine allzu lautgetreue Wiedergabe schwäbischer Mundart in Schrift und Druck entstehen können. Im darauffolgenden Heft hat sich der Redakteur dieser Zeitschrift kritisch mit FRIEDRICH E. VOGTS Veröffentlichung «Schwäbisch in Laut und Schrift – eine ergründende und ergötzliche Sprachlehre» auseinandergesetzt, in der ja eben die von KARL HAFNER kritisierte Art der Mundart-Schreibung sozusagen für den Bereich des Schwäbischen kodifiziert worden ist. Mehr oder weniger antwortend, mehr oder weniger ergänzend gesellen sich dazu nun die hier folgenden Überlegungen. (sh)

Sprache war und ist zunächst einmal etwas fürs Hören Bestimmtes. Jahrtausendlang verständigten sich die Menschen nur durch – von Gesten begleitetes – Sprechen. Heute noch leben auf der Welt viele, die nur dieses Sprechen praktizieren, also ohne das Schreiben auskommen. Dieses entwickelte sich erst auf einer höheren Kulturstufe: es hielt das Sprechen in Sinnzeichen fest. So konnte man dann – etwas paradox – von «Schriftsprache» reden.

Sprache ist etwas, das im Laufe der Zeit und im Wechsel des Standorts sich unaufhaltsam veränderte. Soweit sie einmal durch Schreiben festgehalten wurde, hinkte diese bald und zunehmend hinter den zuvor gegebenen Lautverhältnissen drein. Die jeweils für das Sprechen gültige Normierung sollten wir als «Hochsprache» bezeichnen. Die neben dieser bestehenden, sehr variierten «Mundarten» sind von ihr fast noch mehr entfernt als von der im Schreiben fixierten «Schriftsprache».

Mundarten werden wie die Hochsprache heute in wissenschaftlicher Weise durch entsprechende Lautzeichen (fast durchweg denen der «Association Phonétique») wiedergegeben. Diese ablesen zu können, ist dem üblichen Leser nicht zuzumuten. Wohl aber ist es heute möglich und zumutbar, mit den auf jeder Schreibmaschine vorhandenen Buchstaben und Zeichen auch mundartlich Schattiertes festzuhalten und mitteilbar zu machen. Soweit es sich dabei um Schwäbisches handelt, gilt für diese «neue», im hier Angezogenen bevorzugt zur Sprache kommende Niederschreibweise folgendes:

Die Buchstaben (von den Selbstlauten alle; von den Mitlauten das c nur in der Kombination ch, und q überhaupt nicht!) wollen in der Lautung abgelesen sein, die sie verkörpern.

Bei den Mitlauten sind also *b, d, g* weich, *p, t, k* hart, *s* und *v* nur stimmlos.

Und bei den Selbstlauten gilt: *här* (= her) ist offen zu sprechen gegenüber geschlossenem *Heer* (= Heer), *ei* ist höher hinaufgezogen (*freia* = freien) als *ai* (*fraia* = freuen), *au* ist höher hinaufgezogen (*glau-ba* = klauben) als *ao* (*glaoba* = glauben).

Von den Ergänzungszeichen werden gebraucht: der Gravis-Accent (˘), doch nur über dem *o*, wenn dieses offen zu sprechen ist: *hòd* (= hat) gegenüber *hod* (= hott) *Nòd* (= Naht) gegenüber *Nood* (= Not), das Auslassungszeichen (‘), um anzudeuten, daß der ihm voraufgehende Selbstlaut oder Selbstzwielaut genäselzt zu sprechen ist:

*Ga’s* (= Gans) gegenüber *Gas* (= Gas), *he’* (= hin, kaputt) gegenüber *he* (= Ausruf: he!), *noo’* (= nur) gegenüber *noh* (= noch) und *no* (= Ausruf no!), *lao’* (= lassen) gegenüber *lao* (= lau).

Wie andere Dialekte allüberall, so ist auch der schwäbische bei uns in den letzten Jahren wieder zu einem bevorzugten Gegenstand literarischen Interesses geworden. Man fühlt sich in die Anfangsdezennien unseres Jahrhunderts zurückversetzt, in denen sich nebeneinander dem verschieden gefärbten mundartlichen Schaffen der Schwaben OTTO KELLER, MATTHIAS KOCH, AUGUST LAMMLE, MARTIN LANG, AUGUST REIFF, GUSTAV SCHWEGELBAUER und anderen die Zeitschriftenspalten, die Vortragssäle, die Bühne, der Büchermarkt öffneten. Ohne auf die Gründe für diese derzeitige Renaissance einzugehen, sei hier lediglich einmal das dabei offenbar gewordene Sonderproblem aufgegriffen, das sich inzwischen überschauen und somit diskutieren läßt. Es handelt sich um die Tatsache, daß in den zurückliegenden Zeiten jeder der Mundartpoeten sein eigenes System ausdachte, wenn es darum ging, die Besonderheiten der von ihm wiedergegebenen Laute und Lautverbindungen niederzuschreiben. Diese vermochte normalerweise nur ein Leser nachzuvollziehen, der der gleichen Sprachlandschaft entstammte. In Kopf und Mund jedes anderen Lesers mußte, wenn er sich strikt an das Niedergeschriebene hielt, vielfache Verfälschung oder mindestens Verwirrung entstehen: ihm entrang sich beim Ablesen bestenfalls das Schwäbisch, das er selber mit der Muttermilch eingesogen hatte; oder aber ein Allerweltsschwäbisch, das kaum mehr lokalisierbar war.

Die offensichtliche Zwickmühle, in die dabei auch namhafte Dialektdichter gerieten, haben einige von

ihnen (aus der Südwestecke unseres Sprachraums) freimütig bekannt. So aus der alemannischen: KURT MARTI<sup>1</sup>: *Die Orthographie ist für mich ein Riesenproblem. Es gibt ja auch keine Regeln. Man ist also relativ frei. Wenigstens mir ist keine vernünftige Dialekt-Orthographie bekannt.* – Aus der fränkischen: WOLFGANG DEICHSEL: *Die Notation ist . . . sehr schwer . . . Die versagt schon beispielsweise bei den Nasenlauten.* – Aus der schwäbischen: SEBASTIAN BLAU: *Das Schriftbild ist die Crux jedes Dialektschriftstellers. Man kann ja Dialekt nicht schreiben, man muß sich mit andeutenden Zeichen behelfen.*

Trotz solchen und vielen ähnlichen Äußerungen tritt KARL HÄFNER auch heute noch als Befürworter des herkömmlichen Verfahrens auf. Dazu dürfen wir vorbringen: Natürlich wird man an der Orthographie, die von den bisherigen schwäbischen Dialektschriftstellern (einschließlich des Verfassers dieser Zeilen) nach eigenem Ermessen gepflogen wurde, nicht unnötigerweise herumkritteln, nichts nachträglich umändern sollen. Da handelt es sich um etwas Gewachsenes, dessen Entwicklung erst allmählich in eine Sackgasse münden mußte. Aber diese Sackgasse wurde in der Zwischenzeit geöffnet, indem sich von der anderen Seite her im gesamten deutschen Sprachbereich und – anfangs nur zaghaft, doch allmählich auch im schwäbischen sich durchsetzend – die neue Orthographie Zugang verschaffte. Diese strebt nicht nur größere sprachliche Echtheit an, sondern auch Lesbarkeit in überregionalen Bereichen. Diese Tatsache sollte man nicht nur abtun: sie möchte angenommen und durchgedacht werden. Und eben das ist das Anliegen des vorstehenden Aufsatzes, dem eine umfassende Untersuchung in dem Buch «Schwäbisch in Laut und Schrift» vorausging.

Der zugrundeliegende Sachverhalt ist der: die in unserem Sprachgebiet beheimateten jüngeren Mundartschriftsteller (wie GEORG HOLZWARTH, WILHELM KÖNIG, PETER SCHLACK, MICHAEL SPOHN und andere) schlossen sich – allerdings noch immer nicht mit der letztlich wünschenswerten Konsequenz und Übereinstimmung – den Kollegen anderer deutschsprachiger Gaue an, die sich zuvor schon zu der «neuen» schriftlichen Fixierung des von ihnen in Mundart Geschriebenen bekannt hatten.

Von den schon länger mit der «neuen» Orthographie umgehenden außerschwäbischen Mundartschriftstellern seien ein paar renommierte angezogen. Die Entzifferung des von ihnen Ausgesagten sollte – auch soweit es, sehr progressiv, bloß klein und satzzeichenlos dasteht – jedem Sprachliebhaber gelingen und Spaß machen. Auch wenn in ihm zunächst Widerspruch aufkeimen mag.

Aus dem landkölnisch-fränkischen Raum:

LUDWIG SOUMAGNE<sup>2</sup>

*e Hätz  
un en Siel  
net ze verwechsele  
möt Sargnääl  
möt Köpp*

(Hätz = Herz, Siel = Seele, Nääl = Nägel, Köpp = Köpfe)

Aus dem österreichisch-bairischen Raum:

ALBERT JANETSCHKE<sup>3</sup>

*fuanem waasd  
fuanem is dös  
waun da hea dokkda  
zua heislfrau  
küssdhaund soggd*

(fuanem = vornehm, waasd = weißt du?)

Aus dem schweizer-alemannischen Raum:

KURT MARTI<sup>4</sup>

*vilicht  
wenn ig einisch  
nüt me tät denke  
dänkt i de meh*

*vilicht  
wenn ig einisch  
nüt me müesst mache  
miecht i de mängs*

(einisch = einmal, mängs = manches)

Aus dem elsässer-alemannischen Raum:

ANDRÉ WECKMANN<sup>5</sup>

*. . . emol woddi wedder  
d füscht ufmache un  
d hand gan  
un emol woddi wedder  
d äuje züemache un  
drääme*

(woddi = wollte ich,  
d äuje = die Augen)

Als Unikum sei dazwischengeworfen, daß man mit unserem modernen Verfahren ohne weiteres – und

gar nicht so sehr von der Wirklichkeit der Lautung abweichend – Fremdsprachen wiedergeben kann. Französisch: *Allo's a'fa' dö la patrije, lö schuur de gloar ä t ariweel!* (= *Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé!*). Englisch: *Mai houn is mai kaas!* (= *My home is my castle!*). Italienisch: *wenti tschinkwe anni passati* (= *venti cinque anni passati*). Wem das als bloße Spielerei erscheint, den möchten wir darauf verweisen, daß mindestens der «kleine Mann» im Alltag bei dem Versuch, ihm fremde Idiome wie den eigenen Dialekt festzuhalten, instinktiv zu einem Verfahren greift, das dem hier demonstrierten oft mehr als nahe kommt. Wir möchten da aus unserem eigenen Erlebensbereich etliche frappante Beispiele dafür anziehen: Ein Onkel von uns, ein Bauersmann aus dem Heckengäu, schrieb unserer Familie im 1. Weltkrieg aus dem Frankreichfeldzug eine Postkarte mit der Angabe, er sei am *Schmäde Damm* (am Chemin des Dames) eingesetzt. – In einer kleinen Wirtschaft in der Nähe von Stuttgart hing lange ein Schild mit der phonetischen Aufschrift: *Pommfrit* (pommes frites). – Ein Tscheche, der in der Waffenmeisterei unseres Bataillons im letzten Krieg Dienst tat, schrieb auf eine Kiste, die Maschinengewehrbestandteile enthielt: *Mašinkverpýštantaile*. – Ein Stuttgarter Bettwäschegeschäft schrieb kürzlich in der Zeitung, um seine Produkte anzupreisen: *Do legsch de no!* (nach unserem System wäre eindeutiger: *Dò leegsch de na'!*) – In der «Stuttgarter Zeitung» vom 24. 10. 1978 war ein Bild abgedruckt mit einer großen Anzahl in zwei Reihen stehender Pappeln. Darunter stand geschrieben: *Ausrichtän! . . . Abzääähän!* – Ein Stuttgarter Verein gab sich den Namen und schrieb auf seine Prospekte: «*D Muggaseggela*» – und nicht etwa «*D Muckaseckela*», wie man üblicherweise erwartet hätte. – Waldensische Landsleute in Baden-Württemberg halten ihr mitgebrachtes «welsches» Idiom (das nur sprechbar, aber nicht schreibbar war) bis zum heutigen Tag noch in einigen übriggebliebenen Flurnamen fest, die sie notfalls auch einmal schriftlich wiederzugeben versuchen: «*tsuber le Tsharding*» (= jenseits der Gärten), «*Bradeweel*» (*pra de vel* = Viehwiese) und ähnliche. Wie anders sollten sie sich fürs Auge mitteilen können?

Und nun sei zum Schluß auch noch bei einigen schwäbischen Mundartdichtern deren traditionelle neben unsere aktuelle Schreibung gesetzt. Damit soll der Vergleich ermöglicht werden zwischen der von den einzelnen Verfassern verwendeten, ihren einheimischen Lesern vertrauten Umschrift und der «neuen», zunächst wohl befremdlichen, aber bestimmt lautgetreueren und auch Nichtlandsleuten zugänglicheren:

WILHELM SCHLOZ (mittelschwäbisch)<sup>6</sup>

*I spür's Muetter, Dei(n)  
Sorg ischt et viel kleiner  
woere, no wird dees mit'm  
Kenderaufziehe ao et ganz  
sei(n), wie's sei(n) so(II)T',  
wirst denke, und i mueß Dr  
jetzt doch droo(n) schreibe.*

---  
*I schbiir s Muader, Dei'  
Sörg ischd ed viil gloiner  
wòara, nò wird dees mid m  
Kenderuffziaga ao ed ganz  
sei', wia s sei' sodd,  
wirschd dengga, ond i muaß Dr  
ezzd doch droo' schreiba.*

KARL HÜTZER (westschwäbisch)<sup>7</sup>

*Schöner geit s jetzt  
uf dr Welt  
nonz wia z Naihre'  
s Kiirschafeld.*

*Guck, vom Bächle  
bis uf d Haih,  
jeder Boom  
so weiß wia Schnai!*

---  
*Scheener geid s iazd  
uf dr Wäld  
nonz wia z Naihra  
s Kiirschafäld.*

*Gugg, vom Bächle  
bis uf d Haih,  
jeder Boom  
so weiß wia Schnai!*

ARTHUR MAXIMILIAN MILLER (ostschwäbisch)<sup>8</sup>

*Wo isch gauh dei'  
Verspreche bliba?  
Sechs Wucha, länger,  
hausch it gschriba!*

*Jawohl, es laut si  
nix vergwalta,  
und 's Leaba haut  
so mancha G'stalta.*

---  
*Wo isch gao dei'  
Verschbrächa blibba?  
Sechs Wucha, lenger,  
haosch id gschribba!*

*Jawohl, es laod si  
nix vergwalda,  
und s Lääba haod  
so mancha Gschdalda.*

Man sieht, wie eigenwillig und verschieden von einander die Transkription der drei ausgewählten Mundartdichter ist. Wie sie aber doch – HÖTZER am ehesten – teilweise bereits instinktiv dem «neuen» Verfahren vorgegriffen haben. Inzwischen wird dieses Verfahren von vielen Autoren aller Mundart-

landschaften angewendet – wie wir meinen zum Vorteil der Mundartliteratur und ihrer Leser.

### Anmerkungen

1 Dieses Zitat und das der nachgenannten Schriftsteller ist dem Buch BAUR, G. W. und andere: «Warum im Dialekt?» (Bern und München 1976) entnommen. – 2 aus «Sargnääl möt Köpp» (Rothenburg o. T. 1974). – 3 aus «Wia d Grisdbamzuggaln in Süwwababä» (Rothenburg o. T., 1973). – 4 aus «undereinish» (Darmstadt 1973). – 5 aus «Haxschissdrumerum» (Rothenburg o. T. 1976). – 6 aus «Wenn e an Di denk, Muetter . . . » (Burg Stettenfels 1960). – 7 aus «Schwäbische Gedichte» (Balingen o. J.). – 8 aus «Schwäbische Gedichte» (Memmingen o. J.).

## Leserforum

*Es ist gut, daß ROBERT MINDER, PIERRE BERTAUX u. a. HÖLDERLIN aus dem Dunstkreis nur feiernden Verehrens herausgeholt und in den Zusammenhang seiner realen historischen und gesellschaftlichen Situation gestellt haben. Es ist nicht minder gut und wichtig, daß philologische und biografische Forschungen den Dichter davor bewahren, nun von neuem Überschwang erneut mißverstanden zu werden. Zu diesen Bemühungen gehört der Aufsatz von ADOLF BECK «Der Tübinger Freiheitsbaum . . . » in Heft 3/1978 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT. Darauf antwortet nun hier ECKARD HOLLER vom Club Voltaire Tübingen:*

Daß ein verdienter Hölderlin-Forscher auf Plakate aufmerksam wird, die in Tübingen an Hauswänden hängen, und daß er den Plakattext zum Anlaß für einen gründlichen wissenschaftlichen Aufsatz nimmt, kommt sicherlich nicht alle Tage vor. Wir haben also hier im Club Voltaire in Tübingen den Artikel über den «Tübinger Freiheitsbaum 1793» mit Interesse gelesen, weil wir die Erinnerung an das Ereignis am 14. 7. 1793 mit dem Tübinger Folkfestival 1977 wieder wachrufen wollten. Die Universität feierte bekanntlich ihre 500-Jahr-Feier: wir hielten es für wichtig, daran zu erinnern, daß manche Größen des Geistesleben dieser Universität als wirklichkeitsfremde Schwärmer in die Geschichte eingegangen sind, während sie tatsächlich politisch bewußte und engagierte Menschen waren. Gerade Hölderlin ist für diesen Sachverhalt ein gutes Beispiel.

Gewundert haben wir uns allerdings, warum Herr Beck in seinem Artikel das Ereignis vom 14. 7. 1793 als »Legende« bezeichnet, worunter im allgemeinen eine Erzählung verstanden wird, deren historischer Kern durch ausschmückende Phantasien überwuchert ist. Wenn man den Artikel von Prof. Beck unbefangen liest, erfährt man so viele Fakten zu dem besagten Ereignis, daß man ohne weiteres zu dem Schluß kommen kann, daß am 14. 7. 1793 tatsächlich eine Gruppe Tübinger Studenten aus dem Stift die Französische Revolution mit der (geheimen) Errichtung eines Freiheitsbaums gefeiert hat. Der Club Voltaire hat dieses

Geschehen nicht erfunden, sondern nur alle Informationen dazu, die irgend erreichbar waren, gesammelt: von Ernst Bloch, Peter Weiß, Peter Härtling, aus verschiedenen Hölderlin-Biographien wie der von Häussermann und anderen, er hat Abbildungen von Freiheitsbäumen gesammelt und einen Wettbewerb ausgeschrieben, als dessen Ergebnis der von Goethe gemalte Freiheitsbaum, der auch in der «Schwäbischen Heimat» abgebildet wurde, zum Plakatmotiv wurde. Der Wettbewerb war übrigens öffentlich ausgeschrieben worden (im Schwäbischen Tagblatt vom 15. 4. 1977), als erster Preis wurde von uns ein junger Baum – eine Birke – vergeben, der dann im Garten von Prof. Moltmann in Tübingen gepflanzt wurde (Frau Moltmann hatte uns das Aquarell von Goethe zur Verfügung gestellt).

Bei der Suche nach Abbildungen des Freiheitsbaums von 1793 und bei den Nachforschungen nach den historischen Zusammenhängen hatten wir auch auf die Mithilfe der wissenschaftlichen Hölderlin-Forscher gehofft, die bekanntlich an der Tübinger Universität eine bedeutende Stellung einnehmen: die Mithilfe war jedoch gleich Null. Heißt das, daß die offizielle bundesdeutsche Hölderlin-Forschung kein Interesse daran hat, etwas über den Jakobiner Hölderlin bekannt werden zu lassen? Was hat sie zu verbergen? Weshalb muß man sich über Tübinger Lokaleignisse aus Quellen informieren, die man – z. T. schwierig genug – aus der DDR oder aus Frankreich bezieht? Herr Prof. Beck hat in seinem Artikel gewisse «ironische» Seitenhiebe untergebracht, die dem Club Voltaire einen fahrlässigen Gebrauch historischer Fakten unterstellen, im übrigen aber die von uns in einem Programmheft-Artikel aufgeführten Fakten im wesentlichen nur wiederholt. Man wünschte sich aus berufenem Forschermund statt hintergründiger Ironie eine wissenschaftliche Aussage: hat es in Tübingen 1793 einen Freiheitsbaum gegeben oder nicht?

Es wäre u. E. eine Aufgabe der «Schwäbischen Heimat», darüber Klarheit zu schaffen, vielleicht könnte sie weitere Hölderlin-Forscher mit dieser Aufgabe betrauen.